



Pogodeis  
Traum



Es war einmal ein Junge, der hieß Pogodei. Er war zwölf Jahre alt und wohnte in einem kleinen Ort mit Namen Himmelsdorf. Manche sagen, dass das Dorf so heißt, weil es in einer himmlisch schönen Gegend liegt. Andere behaupten: ‚Nein, es heißt so, weil es am Fuße des Himmelsberges liegt.‘ Und wieder andere sagen: ‚Quatsch, beides stimmt, was denn sonst.‘

Die Landschaft ist wirklich sehr schön und von Hügeln übersät. Die Felder sind wie breite Treppenstufen an ihre Hänge gebaut und Bäche und Flüsse sprudeln über Fels und Geröll von Tal zu Tal. Inmitten all dieser Hügel nun erhebt sich ein mächtiger Berg, der hoch in den Himmel ragt, so hoch, dass er bereits der himmlischen Welt anzugehören scheint. Eben deshalb haben ihm die Menschen vor langer, langer Zeit den Namen Himmelsberg gegeben. Sein schneebedeckter Gipfel ist meistens von Wolken umlagert, doch manchmal an besonders schönen Tagen, wenn der Himmel ganz klar ist, funkelt und strahlt er im Sonnenschein als wäre er in überirdisches Licht gehüllt. Die Menschen sagen dann: ‚Heute feiern die Götter ein Fest.‘ Alle hegen tiefe Achtung und Bewunderung für ihn, denn er ist ein erhabener, wunderbarer Berg, ein wirklicher Himmelsberg.

Pogodei erging es nicht anders. Er liebte den Himmelsberg sehr und schaute oft lange zum Gipfel hinauf und träumte davon, dort oben zu stehen. Aber er hatte noch nie jemanden getroffen, der den Himmelsberg ganz erstiegen hatte.

An seinen sanften Hängen hatten die Menschen in Terrassen ihre Felder angelegt, und bis zur Baumgrenze kletterten in der warmen Zeit des Jahres täglich viele auf und nieder. Aber in die Region wo kein Baum und Strauch mehr wuchs, schien sich noch niemand vorgewagt zu haben. Pogodei hatte ein Herz, das voller Sehnsucht war nach Weite und Unermesslichkeit. Das Leben im Dorf kam ihm oft so eng und begrenzt vor. An Tagen, wenn seine Sehnsucht besonders groß war, malte er sich aus, wie er vom Gipfel des Himmelsberges auf eine dicke weiße Wolke stieg und mit ihr am Himmel entlang flog und weithin über die Erde schauen konnte, ganz weit über die Grenzen seines Dorfes und seiner Heimat hinaus. Je öfter er sich dies vorstellte, desto mehr wünschte er sich, einmal wirklich den Himmelsberg zu besteigen und tatsächlich auf einer Wolke zu fliegen.

Eines schönen Sommerabends, als er gerade zufällig allein daheim war und Eltern und Geschwister noch auf dem Felde arbeiteten, fasste er den Entschluss: ‚Morgen werde ich den Himmelsberg besteigen.‘

Er packte einen Kanten Brot, ein Stück Käse, fünf Äpfel, eine Flasche Wasser sowie eine Decke in seinen Leinenrucksack und versteckte ihn unterm Bett. Niemand durfte von seinem Vorhaben wissen. Denn das wusste er allzu genau, seine Eltern und Geschwister würden ihn für verrückt erklären und niemals gehen lassen.

Am frühen Morgen nun, bevor der Tag graute, schlich er sich mit den Schuhen in der Hand und dem Rucksack auf dem Rücken auf Diebessohlen aus dem Haus. Seine drei Geschwister, mit denen er das Zimmer teilte, schliefen fest. Aus dem Schlafzimmer der Eltern tönte das Schnarchen des Vaters. Die Fußbodendielen knarrten leise unter seinen Schritten.

Pogodei atmete auf, als er die Haustüre hinter sich schloss. Die Luft draußen war klar und frisch und der Mond schien am sternenübersäten Himmel in voller Pracht. Über dem Dorf lag tiefe Stille. Keine Menschenseele war wach, selbst die Vögel schliefen noch. Er setzte sich auf die Treppenstufen und schlüpfte in die Schuhe. Als er die Dorfstraße entlangging, schlug die Kirchturmuhren behutsam eine Dreiviertelstunde. Vor lauter Furcht, dass er einen Menschen wecken oder einen Hund aufstören könnte, wagte er kaum aufzutreten. Als er endlich ungesehen zum Dorfrand gelangt war, wurde ihm ganz leicht und froh ums Herz, und mit hurtigen Schritten eilte er zum Himmelsberg.

Der Aufstieg war lang und mühselig, sodass Pogodei öfter Rast machen musste, um sich ein wenig zu erholen und zu stärken. Sein Hunger war gewaltig und ehe er sich versah, hatte er schon alles aufgegessen. Zum Glück traf er unterwegs auf einen sprudelnden Bach, wo er die Wasserflasche auffüllen konnte. Er folgte seinem Verlauf und gegen Mittag, als die Sonne am heißesten schien, entledigte er sich aller Kleider und nahm ein erfrischendes Bad im klaren, eiskalten Wasser. Dann hüllte er sich in seine Decke, legte sich unter eine knorrige Kiefer und schlief ein. Wahrscheinlich hätte er den ganzen Nachmittag verschlafen, wenn ihn nicht ein Felsbrocken geweckt hätte, der ganz in seiner Nähe den Hang hinunter polterte. Der Schlaf hatte ihn erfrischt, und so schien es ihm, als würde der weitere Aufstieg nun doppelt so schnell gehen. Je höher er kam, desto weiter und wunderbarer wurde die Aussicht und schließlich waren sein Dorf und die umliegenden Felder, Wiesen und Wälder nur noch bunte Farbleckse in der Landschaft. Der Berg war sehr still. Nur der Klang seiner Schritte und das Geräusch des sanften und frischen Windes, der den ganzen Tag lang Pogodei freundlich umstrich, drangen an seine Ohren.

Gegen Abend erreichte Pogodei endlich die Wolkendecke, die feucht und schwer den Berg umlagerte. Die strahlende Sonne war verschwunden, und als er im Schatten der Wolken lief, fröstelte er und ihm war ein wenig beklommen ums Herz. Von der heiteren Stimmung des Tages war plötzlich nichts mehr zu spüren. Er wäre am liebsten umgekehrt, dorthin wo die Sonne noch schien. Doch gab er sich einen Ruck und stieg weiterhin bergan. Nach einer Weile kam er in einen dichten Nebel. Er konnte fast gar nichts mehr sehen und sich nur noch mühsam mit Händen und Füßen vorwärts tasten.

Bald aber wurde es wieder heller. Und nach nur wenigen Schritten war er oberhalb der Wolkendecke, die im Licht der untergehenden Abendsonne wie ein rotgoldener See unter ihm lag. Und aus dem Wolkensee erhob sich gleißend im Sonnenlicht wie eine Insel der schneebedeckte Gipfel des Himmelsberges. Dieser Anblick war so überraschend und von solch überirdischer Schönheit, dass Pogodeis Geist in einen unendlichen Frieden versank und alles vergaß. Er stand und schaute und schaute ... bis ihn der kühle Wind der kommenden Nacht daran erinnerte, dass er sein Vorhaben noch nicht zu Ende gebracht hatte.

Gleich vor ihm schwebte eine große, weiße Wolke. Pogodei sprang mit einem großen Satz auf ihren Rücken und landete sanft wie auf einem dicken, weichen Daunenbett. Herrlich wohl fühlte er sich darauf, wie in seinem Bett daheim. Er holte seine Decke hervor, kuschelte sich ein und schaute behaglich der untergehenden Sonne entgegen, deren rotgoldene Strahlen ihn durch und durch erwärmten. Übermüde von der Mühseligkeit des Aufstiegs schlief er bald ein.

Plötzlich riss Pogodei vor Schreck die Augen auf - er lag nicht mehr auf den Wolken, sondern fiel jählings durch den Himmel. Ehe er sich versah, war er schon in den Armen der untergehenden Abendsonne gelandet. Die war ganz überrascht. „Ei, du junger Mensch, wie kommst denn du hierher? Für dich beginnt doch jetzt die Nacht, und ich werde gleich in einem anderen Teil der Erde leuchten. Dorthin kann ich dich leider nicht mitnehmen. Hm, das Beste ist, ich schicke dich zum Mond. Der geht gerade dort drüben auf. Er wird sich bestimmt freuen, wenn er in seinen einsamen und stillen Nächten einmal jemand zu Gast hat, dem er ein wenig von seiner verschwiegenen Weisheit übermitteln kann.“ Sie gab ihm zum Abschied auf jede Wange einen herzlichen Kuss und schickte ihn auf die Reise.

Kaum hatte die Sonne Pogodei auf die Reise geschickt, war er schon beim Mond gelandet. Dieser war überhaupt nicht überrascht, als Pogodei einfach so holter di polter in seine Arme fiel. Er begrüßte Pogodei herzlich wie einen alten Freund und setzte ihn zu sich in den Schoß, sagte aber weiter kein Wort, sondern schien nur einfach still vor sich hin, in einem wunderbar milden und sanften Licht, das Pogodei tief berührte und bald so sehr durchdrang, dass er das Gefühl hatte selbst ganz licht zu sein.

Pogodei schaute auf die Erde, die wunderschön und leuchtend im Raum schwebte, und suchte sein Dorf und den Himmelsberg, auf dessen Gipfel er vor gar nicht langer Zeit noch gestanden war. Doch die Erde war weit weg und die Kraft seiner Augen reichte nicht. Seine Eltern, Geschwister und Freunde, sie alle waren unerreichbar fern. Nur der Mond war ihm greifbar nah. Der hielt ihn liebevoll in seinem Schoß und strahlte solch eine beglückende Ruhe aus, dass sich Pogodeis Herz für die Schönheit und Stille des unermesslichen Alls öffnete und er sich und alles andere vollkommen darüber vergaß.

Schließlich begann der Mond eine Geschichte zu erzählen:

„Vor langer, langer Zeit war ich nicht das hellste Gestirn am nächtlichen Himmel, sondern leuchtete mit vielen anderen Sternen gemeinsam in einem großen Kranz, der jede Nacht von einem Geist zusammen gebunden wurde. Dieser Geist wurde von uns allen ‚Sternenbinder‘ genannt und hoch geachtet, da er seine Aufgabe freundlich und mühelos erfüllte, ohne auch nur einen Gedanken an seine Wichtigkeit und Macht zu verschwenden. Alles geschah wie von selbst. Die Freude des Geistes und unsere Freude verschmolzen ganz natürlich miteinander. Jede Nacht war für uns wie für die Erde ein herrliches Lichterfest - voller Zauber und Entzücken.

So ging es viele Zeitalter lang bis irgendwann der Sternenbinder anfang, sich etwas auf seine Arbeit einzubilden. Er begann sich vor uns allen zu rühmen: ‚Bin nicht ich es, der euch alle zusammenbindet. Ohne meine Arbeit gäbe es die Schönheit des nächtlichen Himmels nicht. Wo wären die zauberhaften Nächte ohne mich und meine Macht, euch zu binden!‘ Anfangs lächelten wir über ihn und flüsterten einander zu: ‚Er ist wohl ein wenig übergeschnappt und hat so einen kleinen Floh im Kopf.‘ Alle dachten, dass er sich bald wieder besinnen würde. Doch der Sternenbinder verstieg sich immer mehr in seinen Gedanken. Er schien keine Freude mehr an seiner Arbeit zu haben, sondern schimpfte immer häufiger und trieb uns Sterne an heller zu leuchten. Doch wir wurden von Nacht zu Nacht nur betrübter und verloren immer mehr unseren

strahlenden Glanz. Das herrliche Lichterfest war dahin. Wir alle hatten das Gefühl, nur noch wie trübe Lichtlein am Himmel zu leuchten. Eines Abends sagte er zu uns: ‚Ich habe mir vorgenommen, die Nacht so hell wie den Tag und womöglich noch heller als den Tag zu machen. Doch ihr - wie sehr ich euch auch antreibe - leuchtet von Nacht zu Nacht trüber. Darum werde ich von jetzt an auch die Sterne aus anderen Himmelsbereichen in unseren Lichtkreis einbinden.‘ Nun war uns allen klar, dass er anmaßend geworden war und etwas erreichen wollte, was außerhalb seiner Macht lag. All unsere warnenden Worte und inständigen Bitten, dies nicht zu tun, schlug er in den Wind und begann gleich in der nächsten Nacht, andere Sterne in unseren Lichtkreis einzubinden.

Nacht für Nacht bot er nun all seine Macht auf und holte immer mehr Sterne herbei, doch hell wie bei Tag wurde der Himmel nicht. Nur der Unfrieden wurde größer und größer. Jede Nacht gab es Streit und Wehklagen, weil er wieder Sterne zwang, gegen ihren Willen und ihre Aufgabe im Lichtkreis der Erde zu leuchten. Wir alle waren ganz bleich und matt geworden und wussten nicht, wie wir seinem Tun ein Ende setzen könnten. Unsere gemeinsame Freude, der Zauber und das Entzücken unserer früheren nächtlichen Lichterfeste waren gänzlich verschwunden.

Schließlich verstieg sich der Sternenbinder in seinem Wahn so weit, dass er die Sonne selbst vom Tag in die Nacht holen wollte. Die Sonne unterstand jedoch nicht seiner Macht. Als er sie zwingen wollte, warf sie eine riesige Hitze auf ihn, und er verglühte in einem Feuer, das den Himmel einige Augenblicke lang weithin erhellte. Und danach blieb nicht einmal eine Spur von ihm zurück.

Jetzt, wo der Sternenbinder spurlos verloschen war, hatten Streit und Wehklagen ein Ende, doch wirklich glücklich waren wir darüber nicht, denn es gab auch niemand mehr, der uns Nacht für Nacht hätte zusammenbinden können. Wir versuchten dies aus eigener Kraft zu tun, doch fehlte uns dafür die Macht des Geistes, den wir Sternenbinder genannt hatten, und so gelang es uns einfach nicht. Alle dachten wehmütig an die vielen Zeitalter zurück, als der Geist seine Aufgabe freundlich und mühelos erfüllte, ohne auch nur einen Gedanken an seine Wichtigkeit und Macht zu verschwenden. Damals geschah alles wie von selbst. Die Freude des Geistes und unsere Freude verschmolzen ganz natürlich miteinander, und jede Nacht war für uns wie für die Erde ein herrliches Lichterfest - voller Zauber und Entzücken. Doch jetzt hatte der Sternenbinder durch seinen Hochmut und Ehrgeiz alles in kurzer Zeit zunichte gemacht. Die Sterne verstreuten sich am weiten Himmel und kamen bis heute nie wieder zusammen. Ich bin der Erde am nächsten

geblieben und daher der hellste Stern, der mit seinem Licht die dunkle Nacht erhellt.“

Die Worte waren in Pogodeis offenes Herz gefallen wie Regentropfen in einen ruhigen und klaren See. Der Mond schaute Pogodei freundlich an und sagte lächelnd: „Ich sehe, du hast dein Herz weit geöffnet.“ Dabei streichelte er ihm mit seinen sanften Händen liebevoll übers Gesicht. „Du siehst, wenn man so anmaßend und hochmütig wird wie der Sternenbinder, entstehen nur Unfrieden und Leid. Behalte diese Geschichte im Gedächtnis, vergiss meine Worte nicht, sondern erinnere dich an sie, wann immer du in Gefahr bist, dich selbst zu überschätzen. Wenn du erkennst, dass alle Lebewesen mit dir verwandt und dir gleich sind, wirst du niemals anmaßend werden.

Du bist noch jung, nutze deine Zeit.

Lerne dich selbst und das Leben immer tiefer zu verstehen.

Habe immer und überall ein offenes Herz.

Betrachte die Welt und alle Wesen mit gütigen und liebevollen Augen.

Sei gegenüber allen vollkommen aufrichtig.

Wünsche ihnen aus ganzem Herzen Glück.

Tust du dies, so wirst du einen Weg beschreiten, auf dem du von Glück zu Glück gehst und die Freude niemals endet.“

Der Mond schwieg, und nach einer guten Weile sagte er zu Pogodei: „Die Nacht ist jetzt fast um, und es ist höchste Zeit für dich zur Erde zurückzukehren, denn deine Eltern und Geschwister sorgen sich sehr um dich.

Vergiß mich nicht.

Schaue einfach zum Himmel,

wenn du mich brauchst.

Ich bin immer dort.

Betrachte mich in Stille,

dann wirst du dich an die Zeit mit mir erinnern,

das wird dir Kraft und Stärke geben.“

Mit diesen Worten setzte der Mond Pogodei auf einen seiner Lichtstrahlen und ließ ihn daran durch die dunkle Nacht hinab zur Erde gleiten. Pogodei schlief sofort ein und hatte einen lebhaften Traum.

Er träumte, dass er in einem Land war, wo der Himmel von einem riesigen Ungeheuer bedeckt war. Am Tage zeigte sein Fell eine bläuliche Farbe und die Menschen hielten dies für die Farbe des Himmels. Aus dem rechten Auge schickte es Lichtstrahlen, und die Menschen dachten, dies seien die Strahlen der Sonne. In der Nacht zeigte sein Fell eine

schwärzliche Farbe und die Menschen hielten dies für den Nachthimmel. Es hatte das rechte Auge geschlossen und das linke geöffnet. Von ihm gingen mildere Lichtstrahlen aus und die Menschen dachten, dies seien die Strahlen des Mondes.

Die Stimmung im Lande war bedrückend und duster. Niemand kannte den wahren Himmel, die wirkliche Sonne und den echten Mond. Pogodei machte dies sehr traurig und er beschloß, dieses Ungeheuer zu vernichten. Er besorgte sich in einer Waffenschmiede Bogen und Pfeile, die magische Kräfte besaßen. Mit diesen Waffen begab er sich an die Landesgrenzen, wo sich ein gewaltiger Berg erhob, der dem Himmelsberg sehr ähnlich war. Er stieg mit Riesenschritten bergan und war im Nu auf dem Gipfel angelangt, wo er auf gleicher Höhe mit dem Ungeheuer war, das dunkel und bedrohlich vor ihm schwebte. Er spannte den Bogen, legte einen Pfeil ein, zielte genau zwischen die gewaltigen Augen des Ungeheuers und schoß. Sirrend flog der Pfeil davon, und Pogodei schickte ihm ein lautes und durchdringendes „Heyiii!!!“ hinterher. Der Pfeil traf genau sein Ziel. Es gab einen Riesenknall, ein Wirbelwind packte Pogodei und ... schleuderte ihn aus dem Traum heraus.

Er rieb sich die Augen, und als er sie aufmachte, sah er viele Leute, die ihn im Kreis umstanden und angafften. Er erkannte niemanden. Alle schienen ihn lustig zu finden. Er fühlte sich völlig verwirrt und wäre vor lauter Verlegenheit am liebsten vom Erdboden verschluckt worden. Da stellte sich ein Mädchen vor ihn hin, streckte ihm ihre Hand entgegen und sagte: „Komm, ich zeige dir etwas.“

Pogodei stand auf und ließ sich von ihr zu einem Schaufenster führen, in dem ein großer Spiegel stand. Als er dort hineinschaute, sah er einen Clown, der genauso verlegen und verwirrt wirkte, wie er sich fühlte. Der Clown war er selbst. So war er also als Clown auf die Erde zurück gekommen.

Die herzlichen Küsse der munteren Abendsonne hatten rote Flecken auf seinen Wangen hinterlassen.

Vom Streicheln des milden Mondes war sein ganzes Gesicht weiß geworden.

Beim Flug zur Erde waren Reste der dunklen Nacht als schwarze Schatten an den Augenlidern hängen geblieben.

„Kein Wunder, dass die Leute mich lustig finden.“ dachte er.

Versonnen stand er vor dem Spiegel, als er plötzlich die Stimme seiner Mutter hörte: „Pogodei!“ Er drehte sich um und sah sie dort stehen, wo er vorhin gelegen hatte. Auf den Armen trug sie Decke und Rucksack, die

er in der Verwirrung hatte liegen lassen. Im Nu erkannte er, dass er im eigenen Dorf auf dem Marktplatz gelandet war, und dass das Mädchen, das noch immer seine Hand hielt, seine Schwester Nina war. Da erfasste ihn ein Freudentaumel. Er lachte aus vollem Halse und drehte sich mit seiner Schwester im Kreise. Das war seiner Mutter, die sich sichtlich freute, dass sie ihn wohlbehalten wieder hatte, nun doch zu viel. Als er sie in den Arm nahm und küsste, sagte sie: „Wie siehst du denn aus! Komm mit nach Hause und wasch dir das Gesicht, du machst dich ja so zum Gelächter der Leute.“

Pogodei ging folgsam mit und wusch sich das Gesicht. Siehe da, die Farbe ging tatsächlich ab. Niemand konnte hinterher mehr sehen, dass er über Nacht ein Clown geworden war. Nur die Menschen, die selber Clowns waren, die konnten ihn als solchen erkennen. Doch für sie war der Clown Pogodei nichts besonderes, sondern einfach wie sie.